



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Jentsch, Carl: Hans von Kleist-Retzow

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

nicht zur Stelle war, so waren die Angriffsvorbereitungen im Rückstande, „obgleich ich — wie er am 23. Dezember schreibt — alles getan habe, was in meiner Macht stand, um sie heranzuschaffen“.

Mithin teilte Moltke durchaus Blumenthals Ansicht von dem größern Werte des langsam wirkenden Hungers, wie Blumenthal gleich Moltke alles in Bewegung gesetzt hatte, um die Vorbereitungen zum Angriff nach Möglichkeit zu beschleunigen, sodaß die von Müllersche Gegenüberstellung nicht begründet erscheint und darum zurückzuweisen ist. Wer Blumenthal wegen seiner Auffassung von dem größern Werte der Aushungerung angreift, muß sich dessen bewußt sein, daß er zugleich auch Moltke verurteilt. Und dieser Tatsache gegenüber dürfte es angebracht sein, mit Delbrück\*) die Annahme abzulehnen, „daß die beiden größten Strategen, die unsre große Kriegsepoche hervorgebracht hat, Moltke und Blumenthal, in einer so wichtigen Frage, die wochenlang immer von neuem diskutiert und erwogen wurde, übereinstimmend eine falsche Auffassung vertreten und gegen alle Einwendungen so hartnäckig verteidigt haben“.



## Hans von Kleist-Rechow



ismarek ist bekanntlich durch den Einfluß seiner Braut und Gattin und ihrer Familie positiv gläubig, wenn auch nicht kirchlich geworden. Über diese Familie erfahren wir näheres aus der Biographie: Kleist-Rechow, ein Lebensbild, mit einem Porträt, das auf den Wunsch der zahlreichen pommerschen Kleiste der Königliche Archivar Dr. Hermann von Petersdorff (bei F. G. Cottas Nachfolger, Stuttgart und Berlin, 1907) herausgegeben hat. Romantik nennt man die Reaktion gegen den Rationalismus und Klassizismus des achtzehnten Jahrhunderts, aber die romantische Schwärmerei für Mittelalter und Christentum, die sich in den Werken der Literatur und Kunst betätigte, war nur die weithin sichtbare Äußerung einer durchaus ernsten Gemütsverfassung, die auf dem Zusammentreffen der wiedererweckten Religiosität mit dem neu erschlossenen historischen Verständnis beruhte. Die religiöse Strömung ging zugleich von mehreren evangelischen und katholischen Quellgebieten aus; zu den evangelischen gehörte ein Teil des pommerschen Adels. Die ersten „Erweckten“ waren drei Brüder von Below, deren einen, Heinrich auf Seehof, ein Abschnitt in Tersteegens Perlenkette wunderbar ergriffen hatte. Er wiederum erweckte außer seinen Brüdern die Freunde Thadden-Trieglaff und Moritz von Brandenburg, und Gustav von Below — Tholuck erklärte die Belows für neue Zinzendorfe im

\*) Preussische Jahrbücher 1906.

lutherischen Stil — zog seinen Schwager Heinrich Puttkamer und dessen Gattin Luitgarde hinein; diese endlich gewann ihren Stiefvater, Hans Jürgen von Kleist-Regow auf Kieckow, der sich schon vorher ernsthaft mit religiösen Dingen beschäftigt, aber im rationalistischen Fahrwasser der „Stunden der Andacht“ bewegt hatte. Luitgardens Tochter Johanna nun wurde Bismarcks Gattin. „Weltabgewandter als Wittegarde [wie sie gewöhnlich genannt wurde] von Puttkamer seit ihrer Erweckung durch die Belowschen Verwandten ist wohl selten jemand gewesen.“ Das beweise unter anderm eine Stelle in einem Briefe ihres jüngern Stiefbruders Hans von Kleist, in dem er sich über die Lehre des mit dem Mystiker Jakob Böhme innerlich verwandten Theosophen Gichtel und das Verhältnis seiner Verwandten zu ihr ausspricht. „Richtig ist, daß Gichtel die Neigung des männlichen Geschlechts zum weiblichen für die Wurzel aller Sünde hielt und glaubte, Gott habe ursprünglich die Fortpflanzung der Menschen auf anderm Wege beschlossen gehabt. Ihm nähert sich in etwas meine Schwester.“ Das Leben, das sie führte, würden Katholiken heiligmäßig nennen. Aber sie gehörte nicht zu den zornigen Heiligen, sondern zu den milden und heitern. Die Trennung von ihrer Tochter war das einzige, was ihren gottfeligen Frohsinn vorübergehend trübte; so stark allerdings, daß man für ihre Gesundheit fürchtete. „Bald aber söhnte sie sich mit dem Geschick der Tochter aus, denn sie überzeugte sich, daß Johanna an der Seite des tollen Sunkers glücklich wurde. »Meine Augen sahen noch nie ein Paar, das so vollständig glücklich ist wie Johanna und Bismarck.« Mit warmer Anteilnahme verfolgte sie die glänzende Laufbahn ihres Schwiegersohns. Sie hat, wie ihr Bruder bezeugt, neben der ersten Frau von Moritz Blandenburg am meisten von allen Menschen auf das Glaubensleben Bismarcks eingewirkt, obwohl oder vielmehr gerade weil sie der Kirche entfremdet war. »Den Streit um die äußere Kirche verstehe ich nicht und habe ihn nie verstanden«, bekamte sie noch im Jahre 1858 ihrem Bruder.“

Dieser Stiefbruder Hans nun ist in solcher Atmosphäre schon als Knabe fromm geworden und zeitlebens ein halber Asket und ganzer „Pietist“ geblieben, im Unterschiede von Luitgarde jedoch ein kirchlich gesinnter, was sich aus seiner vielseitigen praktischen Tätigkeit erklärt, die sich mit Separatismus wie mit religiösem Individualismus schlecht vertragen hätte. Als gewissenhafter und um das Seelenheil seiner Gutsangehörigen besorgter Kirchenpatron wie als Förderer der innern Mission bedurfte er der Kirche. Er wurde eine geschlossene Persönlichkeit von unbeugsamem Charakter, in der sich lebhaftes wissenschaftliches Interesse (das verdankte er Schulpforta), praktische Tüchtigkeit und tiefe, aufrichtige Religiosität zur glücklichen Harmonie vereinigen. Seine Richtung brachte ihn früh den beiden Gerlachs nahe — unter dem Präsidenten Ludwig von Gerlach arbeitete er in Frankfurt an der Oder als Referendar — und durch diese dem Könige. Als Landrat seines Heimatkreises Belgard veranlaßte er die ersten antirevolutionären Rundgebungen (die Deputation Schön-

hauser Bauern, die Bismarck nach Berlin brachte, ist zwar vorhergegangen, hat aber keine Wirkung erzielt). Er schlug auf dem Kreistage vor, für die Rückberufung des Prinzen von Preußen zu wirken. Einstimmig wurde eine Adresse an den Prinzen beschlossen, die mit den Worten schloß: „Gnädigster Prinz, Pommern hat die Ehre, seit der Thronbesteigung Seiner Majestät des Königs Ihrem Gouvernement anvertraut zu sein [dieses ist freilich nur ein Titel gewesen]; bittend nahen wir uns Eurer Königlichen Hoheit, statt in fremdem Lande unter uns Ihren Wohnsitz aufzuschlagen.“ In der Antwort versichert Prinz Wilhelm, daß er allerdings nach Berlin zurückzukehren wünsche, um den böswilligen und vollkommen ungegründeten Gerüchten entgegenzutreten, die über seine Wirksamkeit und seinen Charakter verbreitet worden seien, aber die Freude, dem Wunsche des Kreises sofort nachzukommen, müsse er sich versagen, weil ihn ein besondrer Auftrag Seiner Majestät des Königs zurzeit noch in England festhalte, „um für die Interessen des gesamten deutschen Vaterlandes tätig zu sein“. Später werde er freudig „in Ihre Mitte eilen“. Die Veröffentlichung der Adresse und der Antwort, in der auf Weisung des Prinzen die oben mit Anführungszeichen versehenen Worte wegleiben mußten, hat großen Eindruck, hat die Forderung, der Prinz solle zurückkehren, allgemein gemacht. Mitte Juli erschien dieser mit Gemahlin und Sohn in der Hauptstadt der „preußischen Vendée“. Kleist, Bismarck und Below eilten nach Stettin, ein Anzahl hinterpommersche Schulzen wurden mit Extrapost dahin befördert. „Der, wie es scheint, die außergewöhnliche Lage nicht würdigende Oberpräsident von Bonin wollte bei dem Festessen, das er dem Prinzen gab, den Schulzen naserümpfend wegen Raummangel im Kemter keinen Platz anweisen. Da erklärte Kleist, wo seine Schulzen äßen, dort bleibe auch er. Darauf fand sich Platz.“ Der Prinz machte dann die Runde. Zu den Belgardern sprach er: „Ich werde es der Provinz Pommern nie vergessen, daß zu einer Zeit, wo niemand zu meiner Verteidigung meinen Namen in den Mund zu nehmen wagte, wo die größten Verleumdungen über mich ausgegossen wurden, die erste Stimme aus Pommern zu mir erscholl und mich der Treue und Hingebung dieser Provinz versicherte. Ich habe zwar nie daran gezweifelt, daß die Wahrheit an das Tageslicht kommen würde, allein daß damals Pommern von meiner Unschuld überzeugt war und das laut aussprach, hat mich wahrhaft erhoben. Ich versichere, daß mich keine Schuld trifft.“ Die Prinzessin Augusta drückte Kleist die Hand und nannte in warmen Worten des Dankes die Adresse den ersten Lichtblick in ihrem damaligen kummervollen Leben. Ihrem sechzehnjährigen Sohne Friedrich wies sie die Schulzen mit den Worten: „Vor dir, mein Sohn, stehen die Männer aus dem Kreise, der deinem Vater zuerst die Fortdauer seiner Liebe und Treue zu einer Zeit versichert hat, wo kein Freund sich öffentlich für uns erhob, vergiß dies nie, mein Sohn.“ Und zu den Schulzen gewandt: „Sagt es euern Frauen und Kindern, daß die Frau und der Sohn des Mannes, dem ihr eure Anhänglichkeit bewiesen habt, euch ewig verpflichtet sind.“

Mit Bismarck und den übrigen Gefinnungsgenossen zusammen betrieb Kleist im „Sinkerparlament“, in der Kreuzzeitung und im Landtage eifrig die Reaktion. In Berlin und in Erfurt (Bismarck wurde in das Volkshaus des Erfurter Parlaments gewählt, Kleist zum Mitgliede des Staatenhauses ernannt) wohnte Bismarck mit dem nur vier Monate ältern Schwiegeronkel zusammen. Abgesehen von der konservativ-monarchischen Gefinnung und dem Eisenkopf, dessen sich beide erfreuten, waren Otto der Große und Pippin der Kleine, wie sie einander, nicht ohne Beimischung von Ernst, scherzend nannten, so unähnlich wie möglich, lebten aber in einer recht glücklichen Ehe miteinander, über die Bismarck wunderhübsch an seine Frau berichtet; sogar zu einem langen Gedichte an „Hänschen“, den „grauen Onkel“, schwang er sich auf. Wenn dieser ihn zum Gebet und in die Kirche kommandieren wollte, gab ihm Bismarck mit liebenswürdigem Humor zu verstehen, daß er sich im Ton vergreife. Durch ihren Lebenslauf auseinandergesührt, trafen sie sich aufs neue in der parlamentarischen Arena, als Bismarck Minister geworden war. Diesesmal jedoch kämpften sie nicht Schulter an Schulter, sondern rannten mit ihren Eisenköpfen gegeneinander. Schon in der Konfliktzeit schien es dem starren Prinzipienmenschen Kleist, daß sich der alte Freund vom Linken umgarnen lasse; die Beantragung der Indemnität nach Beendigung des Krieges mißbilligte er entschieden, und im Kulturkampf übernahm er die Führung der konservativen Opposition. Zivilehe und weltliche Schulaufsicht waren ihm ein Greuel. Wie nur je ein katholischer Bischof, war er überzeugt, daß Christus mit den Worten „Weide meine Lämmer“ der Kirche die Schulaufsicht übertragen habe. Als über die widerspenstigen katholischen Geistlichen die Temporalien Sperre verhängt wurde, meinte er (es gehörte keine große Prophetengabe sondern nur ein bißchen praktische Psychologie zu dieser Vorausfagung): anstatt wie man beabsichtige, das Zentrum zu sprengen, werde man durch dieses ewige Hineinzerren von Kirchenangelegenheiten in die Gesetzgebung die Wirkung erzielen, daß man zu dem katholischen Zentrum noch eine evangelische Partei bekomme. Künftige Biographen Bismarcks werden dem Abschnitte des Buches, der diesen Konflikt behandelt, wertvolle Ergänzungen der schon bekannten Quellen entnehmen können.

Die Attentate des Jahres 1878 versöhnten die beiden Gegner. Kleist war sofort entschieden für das Sozialistengesetz, obwohl er als tief religiöser Mensch in Zwangsmaßregeln kein Heilmittel, sondern nur einen Notbehelf sehen konnte. An seine Söhne schrieb er nach dem Falle des ersten Entwurfs und der Reichstagsauflösung: „Es ist ja gewiß richtig, daß ein solches Gesetz den Schaden nicht heilt, und es ist betrübend, wenn bei solchen Ereignissen und Erscheinungen nicht zunächst und allgemein auf deren Ursachen zurückgegangen und versucht wird, die Quellen zu verstopfen. Die Hauptursache bleibt Mangel des Einflusses der Kirche auf die Massen, und darin wieder ein Doppeltes: Schwäche der Kirche selbst, und die Geringschätzung, mit der der Staat die

Kirche im Kulturkampf behandelt hat. Zu den Ursachen gehört auch die wirtschaftliche Entwicklung, die den Unterschied zwischen Arm und Reich immer klaffender macht, die Ordnung des Handwerks, die Zucht in der Werkstatt auflöst; und es gehört dazu die Lockerung der Sitten durch das Übermaß der Schankstätten, die Freigebung der sittenlosen Lingeltangel." Am 17. September sprach er nach Bismarck, und nicht weniger wirkungsvoll als dieser. Er begann: „Der Herr Abgeordnete Hänel verlangt von uns Klarheit. Ich hoffe, er soll von mir Klarheit bekommen.“ Hänel hatte sich auf Luther berufen; Kleist berief sich auf Luthers gewaltigen Kampfesruf gegen die aufrührerischen Bauern. Die ganze Sozialdemokratie sei nichts anderes als Vorbereitung des Hochverrats, Untergrabung der Fundamente des Staates. Bebel verlangte, daß Kleist zur Ordnung gerufen werde. Fockensbeck tat es nicht. Der Reichskanzler aber stieg herab zu dem alten Freunde und reichte ihm die Hand. Damit war die Versöhnung öffentlich vollzogen. Bismarcks Haus blieb ihm jedoch vorläufig noch verschlossen; auch Johanna durfte nicht mit dem Ohm verkehren. Und als schließlich doch der gesellige Verkehr wiederhergestellt wurde, blieben beide zurückhaltend und mieden vorsichtig politische Gespräche. Kleist hat dann weiter im preussischen Herrenhause wie im Reichstage sehr erfolgreich an der Gesetzgebung mitgewirkt. Einigemal kam es noch zu Kollisionen, zum Beispiel in der Frage der Sonntagsruhe, wo sich Kleist nicht scheute, von Bismarcks Papierfabrik zu sprechen. Meistens jedoch konnten sie zusammengehen, da ja der Kanzler eine Rechtschwenkung vollzogen hatte. Die Sozialpolitik, die innere Kolonisation in Verbindung mit der Polenpolitik hat Kleist eifrig unterstützt. Die Maßregeln zum Schutze des Handwerks, das Gesetz gegen den Wucher förderte er mit Begeisterung. Er zuerst hat die Entlastung des überbürdeten Reichskanzlers durch die Schaffung eines Reichsfinanzamts angeregt, und einmal — die Sache ist noch nicht aufgeklärt — scheint er Bismarck als Handlanger gebient zu haben. Bei der Neuorganisation der Landgemeindeordnung im Jahre 1881 wollte der Minister des Innern, Graf Botho zu Eulenburg, die Aufsicht über die Verwaltung der Landgemeinden dem Kreisauschuß übertragen. Kleist erklärte das mit großer Heftigkeit für „Nonsens“; die Aufsicht dürfe kein anderer als der Landrat führen. Eulenburg verteidigte seinen Entwurf. Darauf erhob sich der durch diese eine nicht eben sehr schwierige Leistung einigermaßen berühmt gewordne Geheimrat Rommel (man bildete aus seinem Namen das Verbum rommeln) und verlas die Erklärung Bismarcks gegen den Minister, die dessen sofortigen Rücktritt zur Folge hatte. Kleist war vielleicht der temperamentvollste aller deutschen Parlamentarier seiner Zeit. Die Frankfurter Zeitung schrieb in dem Nekrolog auf ihn: „Wer ihn in den letzten Jahren reden sah und hörte, der mußte an die Schilderung denken, die Freiligrath in seinem Gedichte »Moostee« von den isländischen Vulkanen entwirft, deren Blut unter Schnee lodert.“ Und sein Biograph schreibt: „Ist manchem großen Parlamentarier, wie dem Freiherrn Georg

von Vincke, Ludwig Windthorst und Eugen Richter groteske Häßlichkeit eine willkommene Waffe geworden, so spielte bei Kleist-Regow das vornehm-ehrwürdige Äußere, verbunden mit einem lebenswürdigen Temperament, diese Rolle. Sein Wesen hatte etwas von dem Schutzpatron des Regiments, in dem er gedient hatte, von Blücher, mit dem er sich wohl, bei aller sonstigen Verschiedenheit, als königstreuer Streiter wahlverwandt gefühlt hat. War der fromme Kleist doch ganz ebenso wie das Weltkind Blücher frei von jeder Menschenfurcht und ein kühner Draufgänger. Und wie Blücher war er frei von Selbstsucht und Neid. Kaum einen andern historischen Mann hat er auch so oft in seinen Reden genannt als den alten Husarenhelden.“

Gleich den Seligen in Dantes Paradies führte Kleist ein Doppelleben. Das Leben auf seinem Gute und in seinem Kreise verlief ganz anders als das in Berlin: kampfslos in fruchtreicher schöpferischer Tätigkeit. Freude und Erquickung bereiteten ihm namentlich die Zöglinge seines Rettungshauses und die Feste, die er seinen Leuten gab: Feste mit Kaffee und Kuchen, mit schönen Gesängen und patriotisch frommen Ansprachen und Kinderspielen, nicht mit Schnaps, Bier und Tanz. In aller seiner Frömmigkeit verleugnete er jedoch nicht seine Herrennatur. Mit den von ihm sehr hochgeschätzten Pastoren verkehrte er keineswegs auf dem Fuße der Gleichberechtigung, sondern wollte von ihnen als der Bornehmere, der Junker respektiert werden. Er war der Ansicht, es müßten Adliche in größerer Zahl Theologie studieren, sodaß die höhern geistlichen Stellen mit Adlichen besetzt werden könnten; die Generalsuperintendenten wenigstens müßten vom Adel sein. Einen intimen bürgerlichen Freund, den Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat Schede, und berühmte Professoren wie Sohni schmückte er auf seinen Briefumschlägen stets mit dem schönen Titel Wohlgeboren, während er für sich Hochwohlgeboren beanspruchte. Sein Eifer für die Innere Mission machte ihn zu einem warmen Freunde Stöckers und führte ihn in jene Teeabende, deren einer unter dem Namen Walderseeversammlung politische Bedeutung erlangt hat, was eine neue Mißstimmung zwischen Bismarck und ihm zur Folge hatte. Bismarcks Abgang beklagte er als ein tieftrauriges Ereignis, konstatierte jedoch, daß „die Ministerkreise Bismarck 88 Prozent schuld geben“. Seine Gedanken waren, wie er versichert, von da an unausgesetzt in Friedrichsruh. Eine Krankheit der Fürstin und Bismarcks Klage, daß seine alten Freunde sich von ihm fern hielten, veranlaßte ihn 1891 zu einem Besuch. Bismarck, berichtet er, „war sehr lieb und gut. Ich habe keine Spur von Erbitterung bei ihm gefunden. Daß er das Tischgebet schon seit Jahren aufgegeben hat, tut mir weh.“ Es war das letztemal, daß sie einander sahen; am 20. Mai 1892 ist Kleist auf seinem Gute Kieckow gestorben.

Zwischen der ersten und der zweiten, längern parlamentarischen Kampagne des frommen Junkers liegt eine Episode, die man tragikomisch nennen könnte, obwohl kein Unglück passierte und von den einzelnen Ereignissen kein einziges

komisch aussah. Aber das ganze war ein Gebräu von gräßlichem Pech und geeignet, den Weisheitspruch von Viselottens pfälzischer Kammerfrau zu rechtfertigen: es geht doch nirgends verrückter zu als auf der Welt. Die Unentschlossenheit Friedrich Wilhelms des Vierten war unter anderm auch daran schuld, daß Kleist von allen den Minister- und Präsidentenposten, für die er in Aussicht genommen wurde, und für die er gepaßt hätte, keinen bekam, und daß man ihn endlich zu einem Amte beförderte, für das niemand ungeeigneter war als gerade er. Der König ernannte ihn zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz und wies ihm den Oberstock des Schlosses zu Koblenz, in dessen unterm Geschoß der Prinz von Preußen residierte, als Wohnung an. Daß Kleist Protestant war, hatte ja an sich nichts zu bedeuten, da die Regierungspräsidenten der katholischen Provinzen meistens Protestanten sind, aber er war ein eifriger Lutheraner, der nicht bloß seinen christlichen Glauben, sondern auch seine lutherische Konfession auf das schärfste zu betonen gewohnt war und gleich die erste Sitzung des Provinziallandtags mit dem Gebet eines evangelischen Geistlichen eröffnen ließ. Der Prinz von Preußen war außer sich, und Kleist hatte diesen fortan zum entschiednen Gegner, nicht weniger die Prinzessin, deren Stimmung durch die mancherlei Kollisionen, die das Zusammenwohnen in einem Hause mit sich zu bringen pflegt, nicht verbessert wurde. Und nun Kleists Sittenstrenge gegenüber der rheinischen Lebenslust! So hatte er denn nahezu alles gegen sich: außer dem Prinzen, der Prinzessin und der Bevölkerung auch die meist liberalen Beamten, die gegen ihn intrigierten. Als seine Ernennung bekannt wurde, beklagte der Professor Berthes die Entsendung des „Fanatikers“ als ein Unglück. Die Kölnische Zeitung hielt die erste Meldung für einen schlechten Witz und schrieb nach deren Bestätigung: „Die Rheinprovinz wird sich nicht provozieren lassen; sie wird auch diesen Prokonsul zu ertragen wissen“; dann stellte sie Betrachtungen über den „Wahnsinn des Junkertums“ an. Daß Kleist seinen Einzug während einer Sonnenfinsternis hielt, wurde natürlich von der Presse gehörig ausgebeutet, und im „Verfinstern“ übertraf er sogar noch die Befürchtungen der Liberalen; hatte er doch dem Könige in der Abschiedsaudienz erklärt: er werde den christlichen Charakter seines Regiments in der schärfsten Form hervorkehren; sollte das nicht genehm sein, so werde er gern zurücktreten. Was dann die Katholiken betrifft, mit deren Presse er es natürlich bald zu tun bekam (doch beschränkte sich diese damals auf ein Blatt: die Deutsche Volkshalle, die Vorgängerin der Kölnischen Volkszeitung), so waren zwar der neue Oberpräsident, der Prinz und sämtliche Verater beider einig in dem Grundsatz, der Autorität und den Rechten des Staates dürfe nicht das mindeste vergeben, doch jede unberechtigte und unnötige Einnischung in die innern Angelegenheiten der katholischen Kirche müsse vermieden werden; aber in jedem einzelnen konkreten Falle gingen die Ansichten weit auseinander: was A für eine Staatsnotwendigkeit hielt, das erklärte B für eine unberechtigte Einnischung, und das nächstemal nannte A unnötige Schifane, was dem B um

des Staates willen notwendig erschien. Die Protestanten warfen Kleist vor, daß er Katholiken und Jesuiten gegenüber zu vertrauensselig sei. So verursachten bald die konfessionellen, bald die politischen und Verwaltungsangelegenheiten höchst ärgerliche Zwistigkeiten, in denen der Prinz von Preußen gewöhnlich auf der Seite der Gegner des Oberpräsidenten stand. Den schlimmsten dieser Konflikte hatte Kleist wegen des Bürgermeisters von Koblenz, Bachem, zu bestehen. Dieser hatte 1848 den roten Demokraten gespielt und unter andern vor einer großen, ihm zujubelnden Volksmenge am Königsstuhl zu Rheinfeste, der bei dieser Gelegenheit in Volksstuhl umgetauft wurde, sein Weinglas zerschmettert mit den Worten: „So wie ich dies Glas zerschmettere, so sollen die Fürstenthrone zerschellen, die dem Volkswillen entgegenhandeln.“ Er hatte dann noch mehrermale im Sinne der Revolution demonstriert, und darum stellte, als er nach der Einführung der neuen Gemeindeordnung wieder zum Bürgermeister gewählt wurde, die Koblenzer Regierung den Antrag, die Wahl solle nicht bestätigt werden. Es geschah dies im Juni 1851, einen Monat vor der Ernennung Kleists zum Oberpräsidenten, doch dieser wiederholte den Antrag. Bachem aber, der sich übrigens in den Sieg der Reaktion gefunden und das rote Gewand abgelegt hatte, war ein gern gesehener Gast im Schlosse geworden und wurde von der Prinzessin geradezu, sogar durch Geschenke, ausgezeichnet, und während die Liberalen gegen den Antrag der Regierung agitierten, arbeitete dieser auch der Prinz hartnäckig entgegen. Im September empfing Bachem von dem neuen Großherzog von Baden den Orden vom Zähringer Löwen. Die Unterhandlungen zogen sich, da Kleist festblieb, sechs Jahre hin. Erst 1857 wurde die Sache in Kleists Sinne dadurch erledigt, daß die Bestätigungsfrage umgangen wurde, indem man Bachem zum Appellationsgerichtsrat in Köln ernannte. An einer sehr empfindlichen Stelle traf Kleist den Prinzen, indem er gegen die Freimaurer vorging. Er machte die Wahrnehmung, daß sie ihre Leute, auch wenn sie ganz ungeeignet waren, durch Empfehlung in Ämter brachten, und er forderte nach Verständigung mit dem Minister des Innern von den Logen seiner Provinz die Einreichung der Mitgliederlisten, um der Protektionswirtschaft entgegentreten zu können. Einige Logen gehorchten, andre weigerten sich und beschwerten sich beim Prinzen. Gegen dessen Willen setzte Kleist die Forderung durch und verstimnte seinen hohen Hausnachbar aufs neue. Im Gegensatz zu diesem, der die nach Kleists wohl unbegründeter Ansicht revolutionären Freimaurer begünstigte, wirkte Kleist, von Massenbach angeregt, für die Wiederherstellung des Johanniterordens als einer Gesellschaft von evangelischen Adlichen und hat dann später selbst im Feldzuge von 1866 als Johanniter gedient. Im Oktober 1858 ging der Prinz nach Berlin, um die Regentschaft zu übernehmen. Kleists Jungen waren glücklich, weil sie nun nach Herzenslust toben durften, aber ihr Vater wußte, daß er selbst bald würde ausziehen müssen. Schon am 17. November wurde „der Pietist“ abberufen, Herr von Pommer-Esche zu seinem Nachfolger ernannt. Die Rheinländer

haben ihn verwünscht, nachträglich jedoch gefunden, daß sie ihm in vielen Stücken zu Dank verpflichtet sind. Er hat gegen ihren Willen die damals reaktionär gescholtene, später als nützlich und notwendig erkannte Provinzialvertretung durchgesetzt und half eine Gemeindeordnung schaffen, die sich bewährte. Außerdem hat er für Straßen und Eisenbahnen, für die Gewerbe, für die Arbeiter viel getan, und was ihm die Rheinländer freilich am allerwenigsten gedankt haben, die Tanzvergnügungen und die Zahl der Schankstätten eingeschränkt. Es war ein eigentümliches Verhängnis, daß zwei Männer, deren Überzeugungen und Grundsätze einander so nahe standen, in der Leitung einer schwierigen Provinz einander entgegen statt zusammen arbeiten mußten. Als Kaiser hat dann Wilhelm den „Pietisten“ würdigen gelernt und ihm seine Gunst bewiesen.

Carl Jentsch



## Fischerleben auf Hela

Von H. Manfowski in Danzig



he ich eine Wanderung über die seltsame Halbinsel antrete und bei den zahlreichen Fischern Einkehr halte, will ich erst einen Blick auf den Fischreichtum der Danziger Bucht werfen. Im Fangjahre 1905/06 betrug der Gesamtertrag in der Danziger Bucht nach dem amtlichen Berichte des Oberfischmeisteramts zu Neufahrwasser 1488092 Mark. Die Hochseefischerei auf Lachse und Heringe brachte 94641 Mark. Der Bezirk Hela mit den Ortschaften Hela, Danziger und Puziger Heisterneft, Dyhöft und Brösen ergab 710014 Mark, Puzig mit Puziger Wiek und Danziger Bucht bis Dyhöft 131100 Mark. Die Seefischerei von Neufahrwasser bis Schiwenhorst hatte einen Ertrag von 273042 Mark und von dort bis Polski auf der Frischen Mehrung 214731 Mark. Dazu kommen noch die Ergebnisse der Fischerei in der Toten Weichsel und der Weichselfischerei.

An einzelnen Fischarten wurden unter andern 33414 Kilogramm Lachse gefangen, die fast ausnahmslos in besondern Kühlwagen nach Berlin und sogar nach Paris versandt werden. Das Gewicht der gefangnen Störe belief sich auf 18320 Kilogramm. Der daraus gewonnene Weichselfaviar repräsentiert nur einen kleinen Teil früherer Zeiten. Sehr zurückgegangen ist der Dorschfang. Während der Dorsch früher eine Volksnahrung im wahrsten Sinne des Wortes war, ergab die letzte Fangzeit nur 440 Kilogramm. Auch Neunaugen sind wegen ihres geringen Fanges teuer, und es wurden nur 4130 Kilogramm gefangen. Dagegen war der Breitlingsfang mit 131093 Tonnen äußerst ergiebig. Breitlinge wurden in solchen Mengen gefangen, daß sie als Volksnahrungsmittel nicht verbraucht werden konnten. Schweinezüchter verwandten